

JAHRESBERICHT 2021





Inhalt

4	Vorwort
6	Der Wunsch
10	Einsamkeit zu Zweisamkeit zu Gemeinsamkeit
13	Das autistische Kind
17	„Ich weiß das aus dem Internet!“ Ein anderer Blick auf das Thema Medienkompetenz
22	„Und dann kam Corona...“
24	Statistische Daten aus 2021
29	Statistische Daten Erläuterungen und Einschätzungen
32	Das Team
33	Impressum

Vorwort

Liebe Leserin,
lieber Leser,

unser Jahresbericht für das Jahr 2021 hat den Weg zu Ihnen gefunden, digital oder analog, ob kurz nach Veröffentlichung oder erst Jahre danach, weil Sie ein wenig im Internet stöbern oder diese Seiten in einem Regal entdeckt haben.

Im ersten Fall sind Ihnen viele der Themen, auf die Sie in diesem Bericht stoßen werden, vermutlich auch selbst noch nah und vertraut, im zweiten Fall jedoch vielleicht schon weit entfernt.

Wenn wir einen Jahresbericht schreiben, denken wir zurück an das vergangene Jahr, das nun bereits ein, zwei Monate zurückliegt. Was hat uns bewegt, was für Begegnungen und Themen haben unsere Arbeit geprägt?

Ich schreibe diese Zeilen am 25.02.2022 und es fällt mir schwer, auf das vergangene Jahr zu blicken, denn dieser Blick ist nun unterbrochen und

geprägt durch einen Krieg, der gestern mitten in Europa begonnen hat.

Mit dem Einmarsch russischer Truppen in die Ukraine, den ersten Toten, den Fliehenden, den Menschen, die unter Schock stehen, ist eine weitere vermeintliche Gewissheit, ein Sicherheitsgefühl, das so selbstverständlich schien, in sich zusammengefallen.

Wieder spüren wir, wie fragil unser Leben in Gesundheit und Sicherheit, in Frieden und Wohlstand ist. Ganz ähnlich spürten wir dies vielleicht, als deutlich wurde, dass eine Pandemie unsere Gesundheitssysteme, auf die wir uns zurecht so sehr verlassen konnten, an ihre Grenzen bringt, dass wir verwundbar sind durch etwas, das wir nicht sehen können und das unser aller Leben nun doch seit so langer Zeit entscheidend prägt.

Wenn ich in diesen Tagen mit Menschen

spreche, ist das Wort „Angst“ allgegenwärtig. Dieser Krieg macht den Menschen Angst, die Pandemie und all ihre Begleiterscheinungen machen Angst, ebenso die finanziellen Belastungen, gerade in einer Großstadt wie München.

Während die Pandemie lange für die meisten Menschen sehr abstrakt blieb und scheinbar weit weg, nur die Einschränkungen durch die Bekämpfungsmaßnahmen spürbar waren, ist sie mittlerweile mitten in unser aller Leben getreten.

In den Kindergärten und Schulen, in den Arbeitsstätten und zu Hause. In allen Familien, die ich kenne, sind mittlerweile Menschen an Covid-19 erkrankt. Die Angst hat sich damit verändert, doch verschwunden ist sie nicht.

Und was ebenfalls nicht verschwunden ist, was vielmehr stetig wächst, ist die Sehnsucht nach einer Rückkehr zu einem Leben, wie wir es vor Februar 2020 geführt haben. Was sind die Begriffe, die bei Ihnen als erste kommen, wenn Sie an das Leben „vor Corona“ denken? Vielleicht finden Sie diese ja wieder in einigen der Artikel, die Sie hier lesen können.

Im Mittelpunkt des Artikels „Der Wunsch“ von Cornelia Palm steht der Begriff „Zusammenhalt“, Dominique Schmihing beschreibt in ihrem Beitrag den Weg von Einsamkeit über Zweisamkeit zu „Gemeinsamkeit“.

Es ist das Miteinander, das gemeinsame

Erleben, das füreinander da sein, das uns vielleicht mehr als alles andere einen Weg aus der Unsicherheit, aus der Angst ermöglicht.

In der Beratung kommen oft Menschen zu uns, die genau das suchen, da ihr Leben eine kleine oder große Erschütterung erfahren hat. In der Beratung sind wir für sie und mit ihnen da und können vielleicht ein wenig Sicherheit geben.

Wie genau dies auch im kunsttherapeutischen Arbeiten mit Jugendlichen geschieht, beschreibt Ute Dungenl sehr anschaulich.

Gabriele Seidl greift in ihrem Fachbeitrag diesmal das Thema Autismus bei Kindern auf, da ihr in ihrer Tätigkeit als psychologischer Fachdienst in Kinderkrippen immer häufiger Diagnosen aus dem Bereich der autistischen Störungen begegnen.

Ich beschreibe in meinem Artikel ein Phänomen aus meinem Beratungsalltag, die Häufung von Begriffen und „Selbstdiagnosen“ und gehe dem Ursprung im Internet nach.

Gerd Haselmaier beleuchtet abschließend die Daten der statistischen Auswertung, zeigt Tendenzen und Veränderungen sowie regionale Besonderheiten.

Ich wünsche Ihnen nun interessante Lektüre.

Bleiben Sie gesund.

Frank Wallmeier

Der Wunsch

Im November 2021 geht ein Werbespot einer großen Supermarktkette online. Darin fragt ein Jugendlicher seine Mutter: „Was wünschst du dir eigentlich zu Weihnachten?“

Die Szene ist eher im Dunkeln, abends, irgendwie behaglich, gemütlich, aber auch etwas bedrückend, traurig.

Der Sohn nimmt sich Milch und Cornflakes, setzt sich zu seiner Mutter und fragt zunächst, ob sie auch nicht schlafen könne. Dann sitzen die beiden zusammen im Halbdunkel, schließlich fragt der Sohn in die Stille: „Was wünschst du dir eigentlich zu Weihnachten?“

Die Mutter lächelt ganz leicht, dann verrutschen die Bilder, werden untermalt von langsamer, eher meditativer Musik und die Mutter fängt an zu erzählen:

„Ich wünsch´ mir, dass du nicht mehr zuhause rumhängst, dass du dich raus-schleichst und ich nicht weiß, wo du bist. Dass du zuviel trinkst und wir dich

irgendwo abholen müssen, dass du die Schule schleifen läßt, egal was die Eltern sagen, dass du Partys feierst, dich verliebst, dir das Herz gebrochen wird...“

Am Ende schaut die Mutter ihren Sohn an, liebevoll, und sagt: „Ich wünsch´ mir einfach, dass du deine Jugend zurück bekommst.“ Und der Sohn steht langsam auf, setzt sich neben seine Mutter und die beiden umarmen sich.

Dieser Spot hat einen Nerv getroffen. Bereits eine Woche nach seinem Erscheinen haben ihn über 5 Millionen Menschen angeschaut. Der Film bringt – und man muss das so sagen – anrührend auf den Punkt, wie es bei vielen Familien, bei vielen Jugendlichen und ihren Eltern in Zeiten der Pandemie aussieht.

Die Pandemie, dieses miese, kleine Covid-19-Virus, hat uns allen etwas genommen, insbesondere Familien, Jugendlichen und ihren Eltern, Eltern und ihren Kindern und natürlichen allen anderen Menschen genauso.

Doch bleiben wir noch kurz bei oben geschilderter Szene und schauen noch einmal gemeinsam auf den Sohn und seine Mutter.

Die Mutter wünscht sich, dass ihr Sohn seine Zeit als Jugendlicher einfach ganz normal verbringen darf: rausgehen, sich mit Freunden oder auch Freundinnen treffen, zu spät nach Hause kommen, Grenzen ausreizen, sich betrinken, streiten, versöhnen, füreinander da sein, Schule Schule sein lassen, sich verlieben, enttäuscht werden, Kumpel haben, die dann mit einem losziehen, raus in die weite Welt mit Rucksack und Zelt...

Mit anderen Worten: frei sein, ein eigener Mensch sein oder werden, sich ausprobieren, das ganze wundervolle Leben leben!

Die Pandemie hat Kindern und Jugendlichen viel genommen: Einen Teil ihrer Kindheit und einen Teil ihrer Jugend, indem sie Möglichkeiten verunmöglicht hat, Freiheiten beschränkt, Freundschaften unterbrochen und Kontakte reduziert hat. Indem sie Bildung in Quarantäne geschickt hat, Bewegungen eingeschränkt und finanzielle Ressourcen aufgebraucht hat. Und vieles mehr.

All das - Freiheit, Freundschaft, Kontakt, Bildung, Bewegung und ausreichend finanzielle Mittel - wieder zurück zu bekommen, ist ein großer, wichtiger und ein äußerst legitimer Wunsch. Vermutlich wird dieser Wunsch nach Befriedigung grundlegender Bedürfnisse in

näherer Zukunft wieder erfüllbar sein. Auch wenn das, was in Zeiten der Pandemie verloren ging, unwiederbringlich verloren gegangen ist – ein kleiner Teil der Jugend.

Das Anrührende an dieser kleinen Filmgeschichte scheint mir aber noch viel mehr zu sein. Corona hat diesem Jugendlichen, dieser Familie viel genommen, was sie sich zutiefst zurück wünschen.

Aber eines hat Corona ihnen nicht nehmen können: Sie haben einen liebevollen Zusammenhalt, eine - fast zärtlich in Szene gesetzte - fürsorgliche Mutter-Sohn-Beziehung und dahinter zeigen die Bilder eine intakte, glückliche Familie in einem schönen, an Geborgenheit erinnernden Zuhause.

Auch der Vater bringt seinen betrunkenen Sohn nach „Daheim“ zurück, ohne Vorwürfe zu machen und signalisiert, dass alles in Ordnung ist. Alles ist gut so.

Ist das ein Sehnsuchtsort? Eine glückliche Familie? Die heile Welt – die wir in dieser Pandemie umso mehr vermissen, da sie so grundsätzlich und auf so überraschende und unvorstellbare Art und Weise in Frage gestellt wurde. Und abhanden gekommen ist?

Die heile Welt. Die Familie als ein heilsamer Ort? Gerade, wenn die große, weite Welt so gefährlich, zerstörerisch und bedrohlich geworden ist.

An einer Beratungsstelle für Eltern, Kinder und Jugendliche zu arbeiten, heißt Familien in ihrer großen Vielfalt zu begegnen. Angefangen von den ganz unterschiedlichen Konstellationen - Mutter, Vater, Kind, Einelternfamilien, Patchwork-Familien, queere Familien usw.... - über die unterschiedlichsten Lebenslagen bis hin zu den Fragen nach sozialer Gerechtigkeit für alle Familien in Bezug auf materielle, finanzielle und personelle Ressourcen.

Wenn Eltern, Kinder und Jugendliche sich zu einer Beratung anmelden, dann befinden sie sich zumeist in einer Krisensituation oder in einer wie auch immer gearteten Notlage.

Die heile Welt, die glückliche Familie, wenn es sie je überhaupt gab, hat Brüche bekommen. Diese Brüche können ihre Ursache innerhalb der Familie haben, aber auch von außen in die Familie eingebrochen sein – z.B. über Problemlagen in den Kitas und Schulen, in der Berufstätigkeit der Erwachsenen, in den Peergruppen der Kinder und Jugendlichen oder in individuellen Belastungen, die einzelne Personen mit sich bringen und vieles mehr.

In diesem Sinne kann die Pandemie als ein Einbruch in die Normalität der Familienwelten verstanden werden.

Manchmal fügt sie dann den schon vorhandenen Rissen und Brüchen, die eigentlich durchaus verkraftbar wären, einen weiteren hinzu, der dann zum

Auslöser einer Krise wird. Diese Eltern, Kinder und Jugendliche sehen wir im besseren Fall an der Beratungsstelle und können tatsächlich hilfreich beraten und unterstützen.

Im schlimmeren Fall wissen die Familien nicht, wie sie sich Hilfe holen können und bleiben mit ihren Problemen allein und sich selbst überlassen. Die Krise wächst sich möglicherweise zu einer Notsituation aus.

Wie können wir als Beraterinnen und Berater helfen?

Das, was uns anrührt – wie oben beschrieben – ist ein guter Ratgeber, insbesondere in Zeiten der Pandemie. Es geht weniger um heile Welt oder glückliche Familien, als vielmehr um:

Z u s a m m e n h a l t .

Es geht um Freundschaften zwischen Kindern und Jugendlichen und liebevolle Beziehungen zwischen zwei oder mehreren Menschen, egal ob innerhalb oder außerhalb der Familie.

Das anzustoßen, Impulse zu geben und Motivation, echte, vielleicht sinngebende Begegnungen mit anderen Menschen aufzubauen, kann Beratung leisten. Eine freundliche, zugeneigte Haltung den Menschen gegenüber, die zu uns kommen, ist möglicherweise der Kitt in den Brüchen.

Im Bewusstsein, dass auch wir Beraterinnen und Berater mit unseren Rissen und Brüchen unterwegs sind.

In dem Jugendroman und Roadmovie „Tschick“ von Wolfgang Herrndorf, 2010 erschienen, also lange bevor man etwas über eine weltweite Pandemie wusste, begeben sich die beiden 14-jährigen Protagonisten, Maik Klingenberg und Tschick, auf ihre eigene Identitätsreise – und lassen ihre richtig schwierigen „broken home“-Situationen hinter sich.

Und gerade auch hier finden wir etwas, was uns anrührt und uns darauf verweisen kann, worauf es ankommt.

Unsere jugendlichen Helden bewegen sich gemeinsam durch kleinere und größere Abenteuer, sie reden, erzählen, hören zu und lernen sich kennen. Sie fangen an sich gegenseitig zu öffnen und sich zu vertrauen. Auf einmal ist es klar, dass sie sich gegenseitig etwas bedeuten und es entsteht ein Zusammenhalt, den die Beiden so noch nicht erlebt haben. Diese Erfahrung wird sie für ihr Leben prägen. (Die beiden Jugendlichen sind mit einer Schrottkiste von Auto – natürlich nur ausgeliehen – unterwegs....)

„Einmal mussten wir auf dem Seitenstreifen halten, weil es anfang zu regnen und der Scheibenwischer nicht funktionierte. Aber da waren wir schon fast raus aus Berlin. Es schüttete wie aus Eimern. Allerdings fünf Minuten lang, ein Gewitterregen. Danach roch die Luft wahnsinnig gut.

Ich schaute durch die Windschutzscheibe, auf der der Fahrtwind die Tropfen auseinandertrieb, und mir fiel zum ersten mal auf, wie merkwürdig es war, in einem Auto, das einem nicht gehörte, durch die Straßen zu gondeln, durch das abendliche Berlin und dann raus über die Alleen im Westen und an einsamen Tankstellen vorbei und den Wegweisern nach Werder hinterher.

Plötzlich stand die rote Sonne unter schwarzen Wolken. Ich sagte kein Wort mehr, und Tschick sagte auch nichts, und ich war froh...“ (S.90, 91, Rowohlt Taschenbuch Verlag, März 2012.)

Cornelia Palm



Einsamkeit zu Zweisamkeit zu Gemeinsamkeit

Als ich dieses Jahr darüber nachdachte, über welches Thema ich im Jahresbericht 2021 schreiben möchte, fiel es mir nicht leicht, ein klares Bild zu entwickeln, das für mich selbst und den Leser ansprechend und interessant sein könnte. Das zweite Pandemiejahr floss so dahin, ein wenig entgrenzt durch fehlende Ereignisse im Alltag und sonst übliche Orientierungspunkte des Jahres.

Wenn ich allerdings darüber nachdenke, was mir im letzten Jahr immer wieder und vermehrt in der Beratungsstelle begegnet und aufgefallen ist, so ist es das Thema Einsamkeit bei den Klient*innen. So entschloss ich mich über dieses Thema zu schreiben.

Während Alleinsein ja ein objektiver Zustand ist, ist Einsamkeit ein subjektives Gefühl. Einsamkeit beschreibt, dass mir Sozialkontakte nicht ausreichen, sowohl in ihrer Anzahl als auch in ihrer Tiefe.

Natürlich bedeutet Alleinsein nicht automatisch, sich auch einsam zu fühlen. Ob sich Menschen einsam fühlen, hängt von verschiedenen Faktoren ab.

Äußere Faktoren sind oft Umbrüche im Leben, die das soziale Netzwerk instabil machen. Aber natürlich trägt auch eingeschränkte Mobilität zu Einsamkeit bei. Hier fällt mir sofort der Bezug zum Pandemiejahr 2021 ein.

Die fehlende Mobilität der Menschen hat große Auswirkungen auf ihr soziales Leben. Emotional instabile Menschen haben ein größeres Risiko, einsam zu werden; und Einsamkeit und Depression haben eine Verbindung und starke Wechselwirkung.

Des Weiteren sind Armut, Migrationsgeschichte oder geringe Bildung – also alles, was die Teilhabe erschwert – Risikofaktoren für Einsamkeit.

Einsamkeit, Heimweh, Sprachprobleme, Arbeitslosigkeit und schlechte Wohnverhältnisse sind wiederum Risikofaktoren für psychische Belastungen und Erkrankungen. Was Ursache oder Folge ist, ist in diesem Teufelskreis oft schwer zu unterscheiden.

All die genannten Risikofaktoren betreffen einen Großteil unserer Klient*innen an der Beratungsstelle für den Stadtteil Harthof/am Hart.

Der weitaus größte Teil der Menschen, die zu uns kommen, hat eine Migrationsgeschichte und mehrere der genannten Risikofaktoren.

Mit Neuperlach gehört unsere Sozialregion in vielerlei Hinsicht zu den am meisten abgehängten Stadtteilen im Großraum München. So ist es kein Wunder, dass das zweite Pandemiejahr noch einmal deutlich seine Spuren bei den Menschen hinterlassen hat, mit denen wir hier arbeiten.

Zurück zum Thema Einsamkeit. Tatsächlich ist mir die Beschreibung dieses Gefühlszustands und seine konkrete Benennung nie so deutlich in der Beratungsstelle aufgefallen wie dieses Jahr.

Ich denke an viele Gespräche mit Jugendlichen über fehlendes Sozialleben.

Geschlossene Schulen, geschlossene Jugendzentren, Onlineunterricht, überängstliche Eltern, die Kontakte unterbinden, fehlende Klassenfahrten und Klassenpartys – die Liste könnte noch lange fortgeführt werden und ihre Auswirkungen auf die seelische Gesundheit junger Menschen sind enorm.

Ich denke auch an viele Gespräche mit Eltern aus anderen Ländern und Kulturkreisen, deren Einsamkeit und Heimweh häufig Thema der Beratung waren.



In unserer Statistik fällt, wie jedes Jahr, auch die hohe Anzahl alleinerziehender Mütter oder Väter auf, insbesondere wieder derer mit Migrationshintergrund.

Gerade bei dieser Klient*innengruppe spielt das Thema Einsamkeit eine große Rolle in der Beratung: Der Einsamkeit zu Pandemiezeiten etwas entgegen zu setzen, ist auch für uns Berater*innen eine Herausforderung gewesen.

Die sonst üblichen Mechanismen zur Überwindung von sozialer Isolation und Einsamkeit waren ja häufig nicht einsetzbar und abrufbar.

Vielleicht war es daher umso wichtiger, dass wir Mitarbeiter*innen von Beratung am Harthof einfach da waren, das ganze Jahr über.

Mit unseren Ohren, um zuzuhören, mit unseren Augen, um Dinge zu sehen und mit unseren Herzen und unserem fachlichen Verstand, Menschen durch Krisen zu begleiten – und hoffentlich am Ende durch das Beratungsgespräch ein wenig Einsamkeit in Zweisamkeit und Gemeinsamkeit umzuwandeln.

In diesem Sinne möchte ich mit Luise Riners Worten schließen. „Krisen sind Angebote des Lebens, sich zu wandeln. Man braucht noch gar nicht zu wissen, was neu werden soll; man muss nur bereit und zuversichtlich sein“.

Dominique Schmihing



Das autistische Kind

In den letzten Jahresberichten habe ich u.a. über „das hochsensible Kind“, „das vielseitige Kind“ und „das narzisstische Kind“ geschrieben. Dieses Jahr möchte ich über „das autistische Kind“ schreiben.

Die Idee dazu kam mir – wie früher auch – aus meiner praktischen Tätigkeit als Krippenpsychologin: Vermehrt sprechen mich in der Krippe Pädagog*innen auf auffällige Kinder an und äußern dabei – vorsichtig, aber doch sehr besorgt – den Verdacht auf eine autistische Störung.

Kolleg*innen berichten, dass auch im Kindergarten und in der Schule häufiger als früher in diese Richtung gedacht wird, wenn bei einem Kind Entwicklungsauffälligkeiten und/oder Verhaltensprobleme beobachtet werden.

Einerseits habe bzw. hatte ich die Befürchtung, dass „autistisch“ bzw. „autistische Züge“ zu einem Etikett wird oder zu einer Modediagnose.

Andererseits scheint über Fortbildungen eine Sensibilisierung zu erfolgen für das Störungsbild „Autismus-Spektrum-Störungen“ (ASS), so im DSM V unter der Gruppe der „Störungen der neuronalen und mentalen Entwicklung“.

Im ICD 10 findet man den „frühkindlichen Autismus“, den „atypischen Autismus“ und das „Asperger-Syndrom“ unter der Kategorie der tiefgreifenden Entwicklungsstörungen. Diese Kategorie umfasst eine Gruppe von acht psychischen Störungen. Diese „sind gekennzeichnet durch eine Beeinträchtigung der Kommunikation und der sozialen Beziehungen sowie durch ein beschränktes Repertoire an Aktivitäten. Diese Störungen sind angeboren oder im frühesten Kindesalter erworben, und die ersten Symptome zeigen sich meist bereits vor dem dritten Lebensjahr. Die Entwicklung ist zu keinem Zeitpunkt dem Alter entsprechend.“ (*1)

Schon an dieser Stelle – ohne auf die einzelnen Diagnosekriterien einzugehen – wird verständlicher, warum Krippenpädagog*innen inzwischen auch in Richtung ASS denken: Sie werden immer wieder Kindern begegnen mit

- Schwierigkeiten mit Verwendung und Verständnis von Sprache
- Schwierigkeiten mit der Beziehung zu anderen Menschen
- Schwierigkeiten mit Veränderung der Umgebung und des Tagesablaufs
- repetitiven Körperbewegungen und anderen stereotypen Verhaltensweisen.

Dabei handelt es sich um die Kernsymptome, die allen tiefgreifenden Entwicklungsstörungen gemeinsam sind, von frühester Kindheit an bestehen und sich in den ersten fünf Lebensjahren manifestieren. Auch die Tatsache, dass das Erscheinungsbild, der Phänotyp, von Autismus-Spektrums-Störungen sehr unterschiedlich ist, „rechtfertigt“ – ja verlangt sogar danach, immer auch ASS mitzudenken bei Auffälligkeiten in den Kernphänomenen.

Je nach Grad der Beeinträchtigung der kognitiven, verbalen, motorischen und sozialen Fähigkeiten ergibt sich ein breites Spektrum des Störungsbildes: Von schweren ASS mit geistiger Behinderung und fehlendem Sprachvermögen bis hin zu ASS ohne Intelligenzminderung und guten Sprachfertigkeiten, wie z.B. beim Asperger-Syndrom, das gekennzeichnet ist durch starke Beeinträchtigungen in der sozialen Interaktion.

Führt man sich noch die umfangreichen Frühsymptome vor Augen (vgl. Tab. 2, ASS-Frühsymptome) (*2), wird noch deutlicher, wie wichtig eine Sensibilisierung für die Symptome von ASS gerade schon im Krippenalter ist.

Tab. 2 ASS-Frühsymptome [6, 7, 13]

Frühsymptome („red flags“) der ASS

Kein/seltene soziales Lächeln	Ab 9 LM
Kein/seltene Folgen des Blicks eines Gegenübers und Reagieren auf Zeigegesten	Ab 12 LM
Keine/seltene Aufnahme des Blickkontakts (über 1 s)	Ab 12 LM
Kein spontanes Teilen von Gefühlen oder keine Mitteilung von Affekten	Ab 12 LM
Keine/seltene Reaktion auf den eigenen Namen	Ab 12 LM
Stereotype Verhaltensweisen (z. B. Jaktationen, Manierismen, Drehen von Gegenständen)	Ab 12 LM
Sensorische Auffälligkeiten (auditive/visuelle/olfaktorische/taktile Hypersensitivität)	Ab 12 LM
Kein/seltene protodeklaratives Zeigen mit dem Zeigefinger (um auf etwas hinzuweisen und Interesse zu teilen)	Ab 14 LM
Kein/wenig Interesse an anderen Kindern	Ab 14 LM
Jeglicher Verlust von Sprache!	Ab 14 LM
Fehlendes Rollenspiel (Füttern von Stofftier, Puppe zu Bett bringen, Spielfigur in Spielauto setzen)	Ab 18 LM

Frühsymptome einer ASS mit normaler formaler Sprache und Kognition (z. B.: Asperger)

Kein, wenig oder inadäquater Kontakt (spielt bevorzugt alleine)	Zunehmend erkennbar ab dem dritten Lebensjahr bzw. mit Eintritt in Kinderbetreuungseinrichtungen
Stereotype Verhaltensweisen und Sprachgebrauch	
Veränderungsängste sowie zwanghafte und ritualisierte Verhaltensweisen	
Sensorische Auffälligkeiten	
Auffällige Reaktion auf Annäherung anderer Kinder	
Eingeschränktes Fantasienspiel	
Eingeschränktes teilen	
Eingeschränkte Koordination von Zeigegeste und Blickkontakt	
Sprachliches Mitteilen v. a. überwiegend im Kontext von Bedürfnissen und Information	

„Knapp zwei Drittel der betroffenen Kinder präsentieren sich mit ASS-typischen Symptomen bereits vor dem vollendeten zweiten Lebensjahr.“ (*2)

Den Pädagog*innen – und den Krippenpsycholog*innen kommt somit bei der Früherkennung von Symptomen fast eine Schlüsselrolle zu, auch wenn es sich dabei erst einmal um einen (vagen) Verdacht handelt.

Oftmals gibt es eine andere „Erklärung“ für die Symptome: Die Bandbreite von abzugrenzenden Störungen, bei denen entsprechende Symptome auftreten, ist groß und erfordert eine gründliche Differentialdiagnostik (vgl. nachfolgende Abb. 1). (*3)

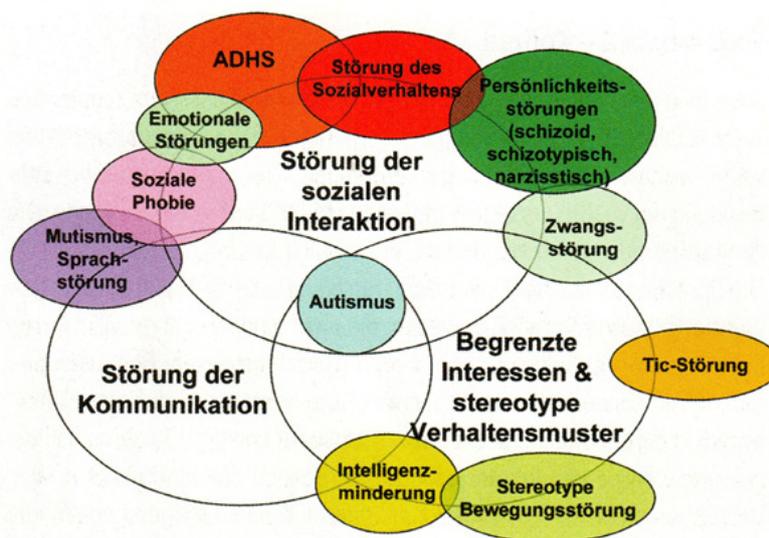


Abbildung 1: Relevante Differentialdiagnosen von Autismus-Spektrum-Störungen

Sollte sich also im Rahmen von Vorsorgeuntersuchungen – auch Kinderärzt*innen sollten sensibilisiert sein und es gibt gute Screenings bzgl. ASS – der Verdacht erhärten, ist eine multidimensionale Diagnostik unumgänglich.

20% der Kinder, die vor dem dritten Lebensjahr die ASS-Diagnose erhalten haben, erfüllen später die Diagnosekriterien nicht mehr – dafür aber diejenigen anderer Entwicklungsstörungen (Sprachstörung, kognitive Entwicklungsstörung).

Diese Tatsache spricht nicht gegen eine frühe Diagnostik; man kann es auch so ausdrücken: 80% der betroffenen Kinder konnten „frühzeitig“ diagnostiziert werden.

Fazit:

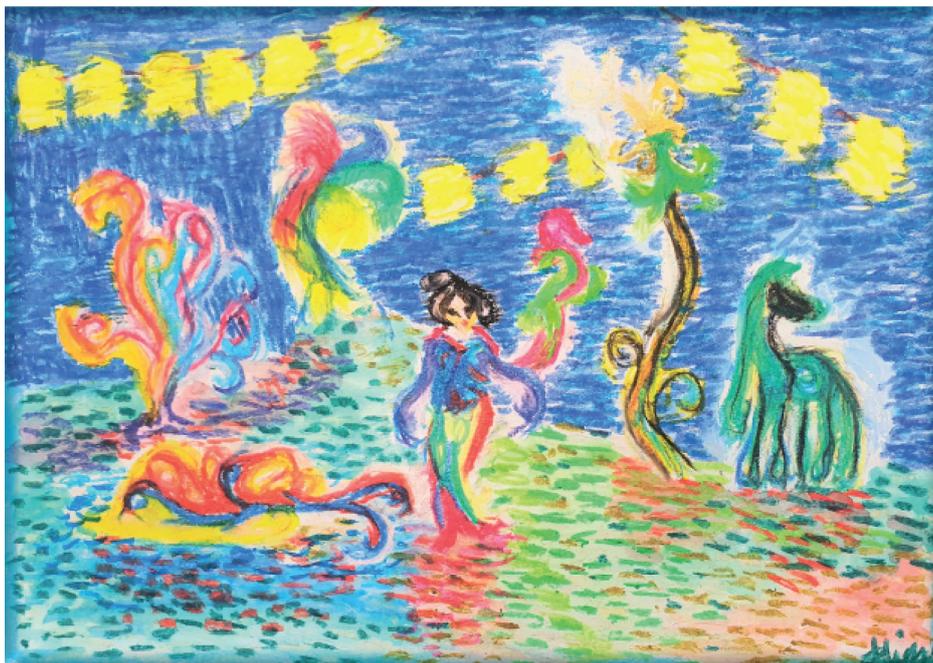
Autismus als neuronale Entwicklungsstörung ist nicht heilbar. Die Beeinträchtigungen können jedoch durch Frühinterventionsmodelle, die die Familie und das Umfeld mit einbeziehen, deutlich reduziert werden. Der diagnostische Prozess beginnt dabei mit der erhöhten Wahrnehmung und Beobachtung der Pädagog*innen in den Kindertagesstätten.

Diagnostik: je früher, desto besser!

Gabriele Seidl

Literaturhinweise:

- 1 *Wikipedia: Definition Tiefgreifende Entwicklungsstörungen*
- 2 *Monatsschrift Kinderheilkunde, „Autismus-Spektrum-Störungen: von der Früherfassung zu Intervention und Begleitung, published online: 15 January, 2021*
- 3 *Psychotherapeutenjournal 01/2015, Autismus-Spektrum-Störungen, Eine Übersicht zum aktuellen Forschungsstand und zum verhaltenstherapeutischen Behandlungsvorgehen von Inge Kamp-Becker & Kurt Quaschner*



„Ich weiß das aus dem Internet!“

Ein anderer Blick auf das Thema Medienkompetenz

Wenn wir in unserer Arbeit über Medienkompetenz sprechen, denken wir dabei vermutlich zumeist an Kinder und Jugendliche, an deren Medienkonsum, an Handyzeiten, an ihren Umgang mit Social Media und mit Internetinhalten.

Eltern fragen uns, wie sie den Begehrlichkeiten ihrer Kinder im Umgang mit Medien begegnen können, wie sie sinnvolle Grenzen und Regeln aufstellen und konsequent durchsetzen können.

All das ist von immenser Bedeutung in der Erziehung in einer Welt, die von frühester Kindheit an von Medien geprägt ist.

Doch in letzter Zeit begegnet mir immer wieder ein Phänomen, das sicherlich sehr vielschichtig ist, meines Erachtens jedoch auch mit Medienkompetenz zu tun hat, und zwar mit der Medienkompetenz von uns Erwachsenen, genauer mit unserer Internetkompetenz.

In den vergangenen Jahren ist mir eine Häufung bestimmter Begriffe, Diagno-

sen, Einschätzungen aufgefallen, mit denen Klient*innen in die Beratung kamen. Häufig waren diese im Vorfeld der Beratung entstandenen Deutungen bereits so manifest, dass die Klient*innen diese in der Beratung als feststehende Tatsachen präsentierten.

Da ein großer Teil meiner Beratungspraxis aus Arbeit mit getrennten Eltern mit hochkonflikthaften Beziehungs- und Kommunikationsmustern besteht, möchte ich mich dabei auf diesen Themenbereich konzentrieren.

Beispielsweise werde ich bereits im Erstgespräch damit konfrontiert, dass der Ex-Partner (meist ist dieser in der Zuschreibung tatsächlich männlich) „Narzisst“ sei, die Beziehung eine „toxische“ war.

Männer beschreiben ihre Ex-Partnerin hingegen häufig als „Borderlinerin“ oder als „depressiv“. Männer sind oft davon überzeugt, als Vater in einem weiblich

dominierten Helfer*innensystem ohne Rechte zu sein. Eltern sind häufig überzeugt, dass „das Jugendamt“ eine latente Bedrohung darstellt.

Einige der Begriffe, Diagnosen, Zuschreibungen beschreiben real existierende Krankheitsbilder bzw. Persönlichkeits- und Beziehungsmuster. Das steht außer Frage.

Doch wie kommt es zu dieser Häufung, zu der schnellen Pathologisierung, die meist nicht auf eine fachkundige Diagnostik gestützt ist, sondern auf eine subjektive „Gewissheit“?

Und wie kommt es, dass sich so bedrohliche Szenarien manifestieren, die keinerlei Abgleich mit der realen Situation der zu beratenden Person standhalten?

Googeln Sie ruhig einmal „Narzisst“ oder „toxische Beziehung“. Selbstverständlich finden Sie hierzu entsprechende Definitionen, psychologische Literatur, diverse Beratungsstellen.

Vor allem werden Sie jedoch, je tiefer Sie in die Social Media-Plattformen, in die einschlägigen Kanäle auf YouTube vordringen, Foren finden, Videos und Diskussionsplattformen, Erfahrungsberichte, in denen sich Menschen über ihre Konfrontation mit vermeintlichen „Narzissen“, über ihre vermeintlich „toxischen Beziehungen“ austauschen.

Dabei funktionieren all diese Plattformen, all diese Diskussionen zum größten

Teil nach denselben Regeln wie die meisten Auseinandersetzungen in den sozialen Medien.

Es ist insbesondere die hohe Emotionalität, die die Menschen anzieht, die den Erfolg einer Plattform sichert. Nicht die sachliche Auseinandersetzung, die objektive Würdigung eines Phänomens, die Vermittlung geeigneter Unterstützung steht hierbei im Zentrum, es ist vielmehr die Möglichkeit, in einer Krisensituation mit der eigenen emotionalen Ausnahmesituation anonym auf Menschen zu treffen, die sich in vermeintlich ähnlichen Krisensituationen befinden.

Die Zuschreibungsmechanismen sind dabei leider ebenso einfach wie universell einsetzbar.

Dass Menschen in Trennungssituationen häufig die egoistischen Persönlichkeitsanteile des anderen besonders signifikant erleben und andere, empathische und liebevolle, nicht (mehr) erleben, scheint nicht zu überraschen.

Doch ist damit die Diagnose „Narzisst“ bereits gerechtfertigt? War eine Beziehung, die in der Rückschau nicht gut gesehen werden kann, zwingend eine „toxische Beziehung“? Ist eine Frau, die in der Trennung auf eine Weise emotional agiert, die ihr Mann nicht nachempfinden kann, eine „Borderlinerin“?

Nicht anders sieht es in Foren aus, in denen beispielsweise Väter beschreiben, wie schwierig sich die Auseinandersetzung mit der getrenntlebenden Mutter

der gemeinsamen Kinder gestaltet, wie Familiengericht, Jugendamt und andere Beteiligte agieren.

Der Satz „Als Vater hat man keine Rechte“ begegnet mir in Erstgesprächen sehr oft und im folgenden Gespräch wird diese Aussage üblicherweise „belegt“ durch zahlreiche Schilderungen und Diskussionen in Foren, in denen sich getrenntlebende Väter über ihre Erfahrungen austauschen.

Und auch hier gilt das zentrale Merkmal des Internets:

Die Teilnahme, die Schilderung eigener Erlebnisse wird durch die hohe Emotionalität, in diesem Fall meist Wut, Enttäuschung, Trauer generiert. Väter, die andere, gute Erfahrungen machen, finden sich hier selten. So bleiben die schwierigen, krisenhaften Erlebnisse nicht nur unwidersprochen, sondern werden vielmehr immer weiter bestärkt.

Es ist legitim, sich auszutauschen, Meinungen einzuholen, Rat zu suchen. Doch genau hier komme ich auf die Kompetenz im Umgang mit dem Medium, also Medienkompetenz, zu sprechen. Wichtig ist meines Erachtens, das Medium und seine Funktionsweise zu verstehen.

Wer in sozialen Plattformen über seine Krise berichtet, wird damit Menschen zum Kommentieren anregen, die sie oder ihn in der eigenen Haltung bestärken, die die Zuschreibungen übernehmen und teilen. Die eigene Sicht wird

zwangsläufig gefestigt werden durch die hundert- oder tausendfache Bekräftigung und die zahlreichen Schilderungen ähnlicher Erlebnisse.

Findet sich unter einem solchen Eintrag doch einmal ein kritischer Beitrag, eine differenzierte Auseinandersetzung, funktionieren die Mechanismen sozialer Medien meist sehr schnell und die Schreiberin / der Schreiber wird mehr oder weniger deutlich ausgegrenzt, blockiert oder mit einem sogenannten Shitstorm sanktioniert.

Differenzierte, sachliche Auseinandersetzung ist in vielen Bereichen des Internets nicht nur schwierig, sondern tatsächlich nicht erwünscht. In weitaus mehr Bereichen ist das Internet eine Plattform der Bestätigung, Untermauerung und Verfestigung der eigenen Sichtweisen und Haltungen.

Auf ein weiteres Phänomen möchte ich noch eingehen. Ich beachte auf YouTube diverse Kanäle von Psychotherapeutinnen und -therapeuten, die zu mehr oder weniger scharf umgrenzten Themen Videos anbieten. In diesen Videos referieren sie zu einem bestimmten Thema oder beantworten Fragen der Abonent*innen. Kürzlich sah ich auch ein Video mit einer vollständigen Therapiestunde.

Gerade diese Therapiestunde fand ich sehr interessant, mehr noch die Kommentare unter diesem Video. In dieser Therapie sprach ein Mann über seine

Beziehung und offenbarte einige persönliche Schwächen und vermeintliche Fehler.

Die zahlreichen Kommentare bestanden zu mehr als 90 Prozent aus sehr abwertenden Aussagen über und Angriffen auf den Klienten. Keiner dieser Kommentare wurde von der Therapeutin, die diesen Kanal betreibt, oder anderen kommentierenden kritisch gewürdigt.

Dies fand ich bemerkenswert für ein therapeutisches Setting, in dem der Klient dazu angehalten wird, sich zu öffnen, und dann der Öffentlichkeit schutzlos mit all seinen Schwächen ausgeliefert wird.

An dieser Stelle ist es hilfreich, zu erkennen, dass YouTube hier primär als Werbepattform genutzt wird. Die Kanalbetreiberin ist in erster Linie als Buchautorin bekannt und erfolgreich.

YouTube ist eine großartige Plattform, um sich selbst zu präsentieren, und Werbung auf YouTube funktioniert auch nach dem bereits oft genannten Prinzip der Emotionalität. Zuschauer*innen und damit Buchkäufer*innen werden generiert durch hohe Emotionalität.

Ein weiterer Kanal, den ich interessiert verfolge, befasst sich vorwiegend mit dem Thema „toxische Beziehungen“. Der Kanalbetreiber liest beispielsweise Mails vor und beantwortet diese.

Die Quintessenz ist dabei meist „Ja, das ist/war eine toxische Beziehung.“ Als Rat wird, neben den Büchern des Kanalbe-

treibers, auf sein umfangreiches Kurssystem verwiesen.

Diese Form der Werbung ist legitim, erfordert von uns als Konsument*innen jedoch ein großes Maß an Kompetenz, die Inhalte als das einzuordnen, was sie sind – Werbung durch Adressierung hoher Emotionalität. Denn selbstverständlich sind die Zuschauer Menschen, die sich selbst aufgrund schwieriger Beziehungserfahrung in einer Krisensituation befinden oder befanden.

Gerade in Krisenzeiten ist es ein zutiefst menschliches Bedürfnis, Bestätigung und Unterstützung zu suchen, die eigene Sicht der Krisensituation untermauert zu sehen. Das Internet ist zu einem unserer primären Informations- und Kontaktmedien geworden. Doch es ist eine seiner Tücken, Meinungen als Tatsachen zu verkaufen, Werbung als Information, Laien als Expert*innen.

Ja, es gibt seriöse Beratung im Internet, es gibt ernstzunehmende und differenzierte Auseinandersetzung, es gibt unglaublich viel gute Information im Internet.

Doch meist ist all das sehr viel leiser, unaufgeregter, kleiner als die alles beherrschenden Angebote, die uns im Moment der Krise, der hohen Emotionalität ins Auge stechen und genau das ansprechen, was wir vermeintlich gerade brauchen oder hören möchten.

In der Beratung habe ich dann manchmal das Gefühl, mir sitzt nicht nur ein Mensch in seiner ganz individuellen persönlichen Krise gegenüber, mit dem Wunsch, in einem gemeinsamen Prozess aus dieser herauszufinden.

Vielmehr sehe ich Menschen, die über diese tausendfache Bestätigung und Rückversicherung durch anonyme Personen für den Moment viel Offenheit verloren und sich selbst in eine Haltung begeben haben, die zunächst wenig Raum für einen Veränderungsprozess bietet.

Gerade in diesen Tagen nehme ich an einer Fortbildung zur Online-Beratung teil. Ich glaube nämlich nach wie vor fest daran, dass das Internet gerade für Menschen in Krisen sehr viel Unterstützung bieten kann.

Doch dafür müssen wir ein wenig an unserer Medienkompetenz arbeiten.

Frank Wallmeier



„Und dann kam Corona...“

„Und dann kam Corona und hat mein Leben von einem Tag auf den anderen vollkommen verändert...“

War es bei Dir auch so?
Wie oft hast Du diesen Satz schon gehört oder gesagt?

Viele Kinder und Jugendliche, die zu mir in die Kunsttherapie kamen, entwickelten während der Corona-Zeit unterschiedlichste Erfahrungen im Umgang mit ihren Sorgen und Ängsten:

- Was passiert mit meiner Familie?
- Was ist, wenn ich mich anstecke? Werde ich sterben?
- Schaffe ich die Schule und deren Leistungsanforderungen, wenn ich wieder zurückgehe?

Diese und viele weitere Fragen, Unsicherheiten und „komische“ Gefühle und Gedanken bekamen bei mir einen Platz, an dem sie sein durften.

So konnten die Kinder und Jugendlichen alle Anspannungen loslassen und wieder durchatmen.

Erstmal DURCHATMEN... Tief ein- und ausatmen... Das ist immer wichtig! Auch jetzt, wenn Du es liest...

Anhand der Gespräche und des anschließenden Malens bekam das Thema eine Vertiefung. Hier waren die Worte unwichtig, denn das Bild hat alles gezeigt und gesagt, was wichtig ist und war.

Aus den Bildern entstanden Geschichten, Märchen, Phantasien und Gefühlsmomente, die jetzt von einer anderen Perspektive gesehen wurden.

Neue Impulse und Ideen waren somit geboren und wurden durch Körperübungen oder positiv formulierte Sätze (Affirmationen) gefestigt.

Zum Beispiel: „Mein Körper ist gesund und ich bin in Sicherheit. Alles ist gut!“

„Hast Du auch so einen positiv formulierten Satz für Dich? Wenn nein, dann formuliere Dir einen und sage es Dir immer wieder vor dem Spiegel oder in Gedanken, wenn Du merkst, dass Du es für Dich brauchst.“

Durch diese Sätze und die immer wiederkehrenden Rituale in der Kunsttherapie stunde entwickelten die Kinder und Jugendlichen mehr Sicherheit und Resilienz. Diese Sicherheit wirkte sich wiederum auf ihr Umfeld aus.

Die Mädchen und Jungen wurden selbstbewusster und klarer in dem, was sie wollten oder was ihnen guttut. So fingen sie an, Schritt für Schritt wieder von innen heraus zu strahlen, an sich zu glauben und sich der eigenen Stärken bewusst zu werden.

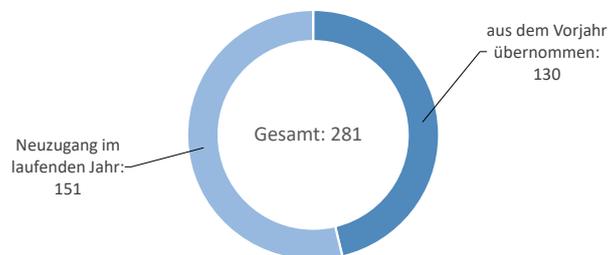
Das war das schönste Gefühl für mich. Die leuchtenden Augen und fröhlichen Gesichter, die mich anstrahlten und zufrieden aus der Kreativstunde gingen.

Ute Dungal

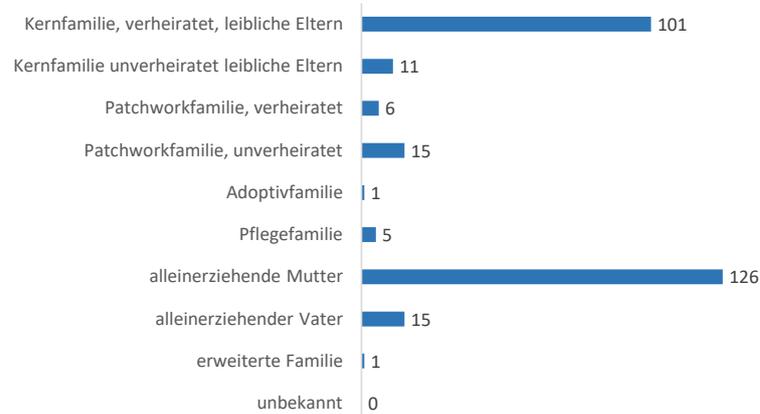


Statistische Daten

1. Beratungsfälle 2021



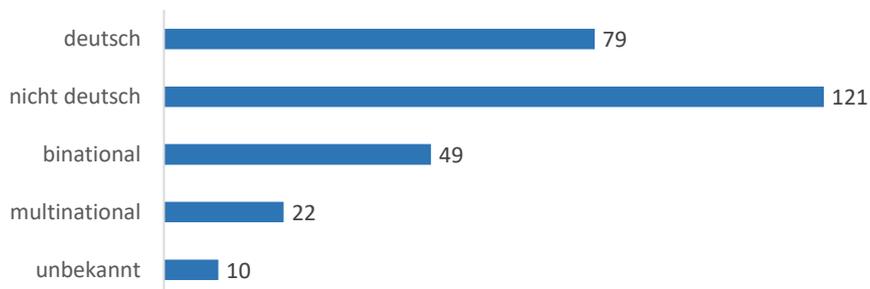
2. Familienformen



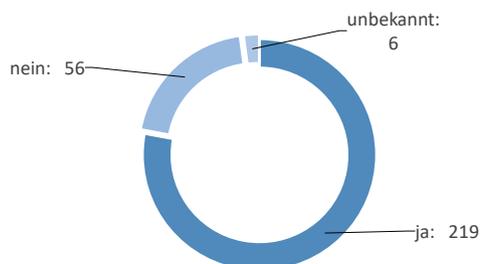
3. Die Familien leben von



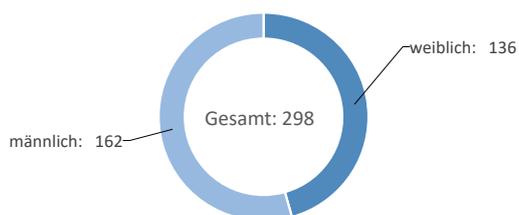
4. Staatsangehörigkeit der Familien



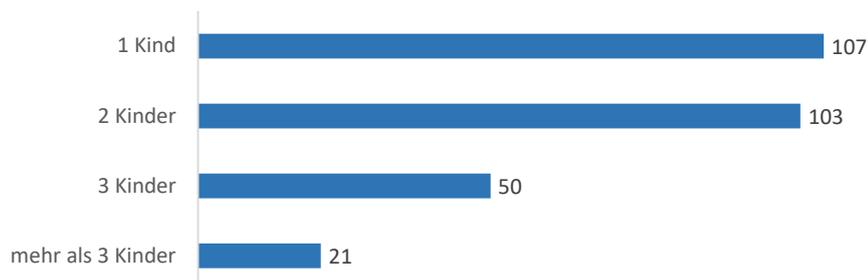
5. Migrationshintergrund in den Familien



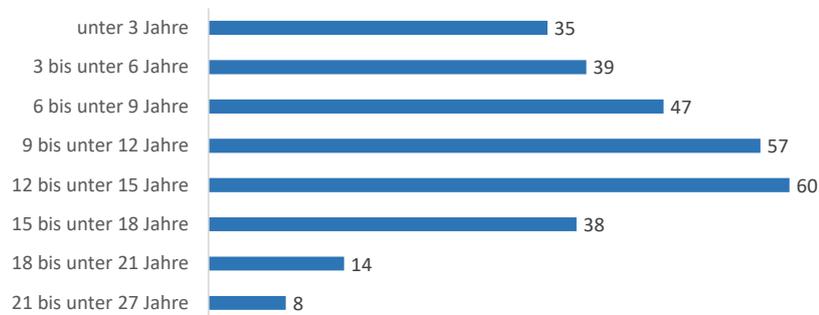
6. Geschlecht des Kindes / Jugendlichen / jg. Erwachsenen



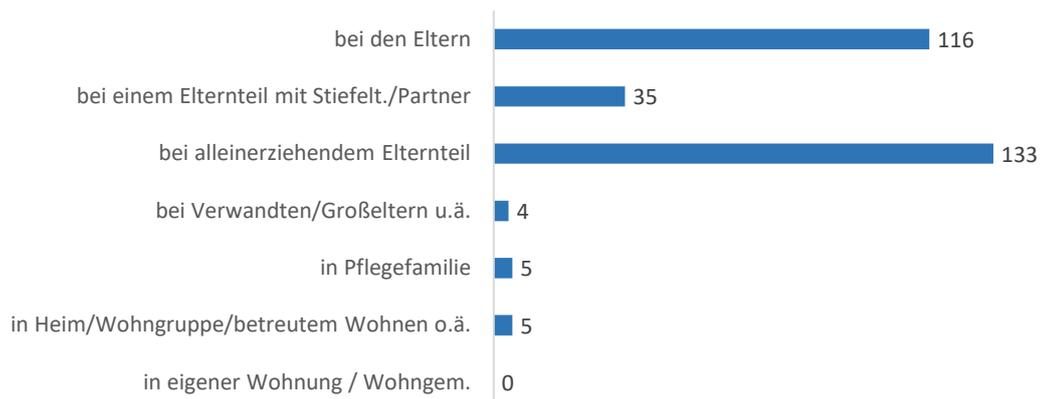
7. Anzahl der Kinder in den Familien



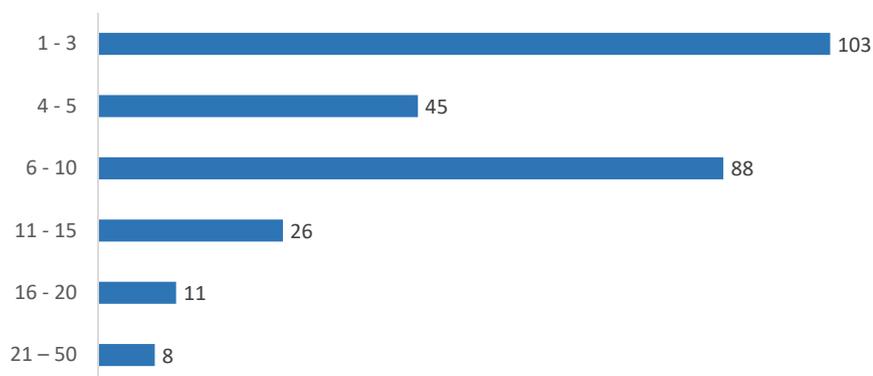
8. Alter des Kindes / Jugendlichen/ jungen Erwachsenen



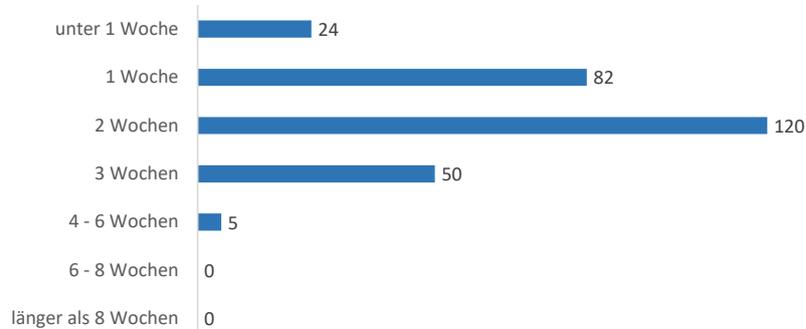
9. Kind / Jugendlicher/ junger Erwachsener lebt...



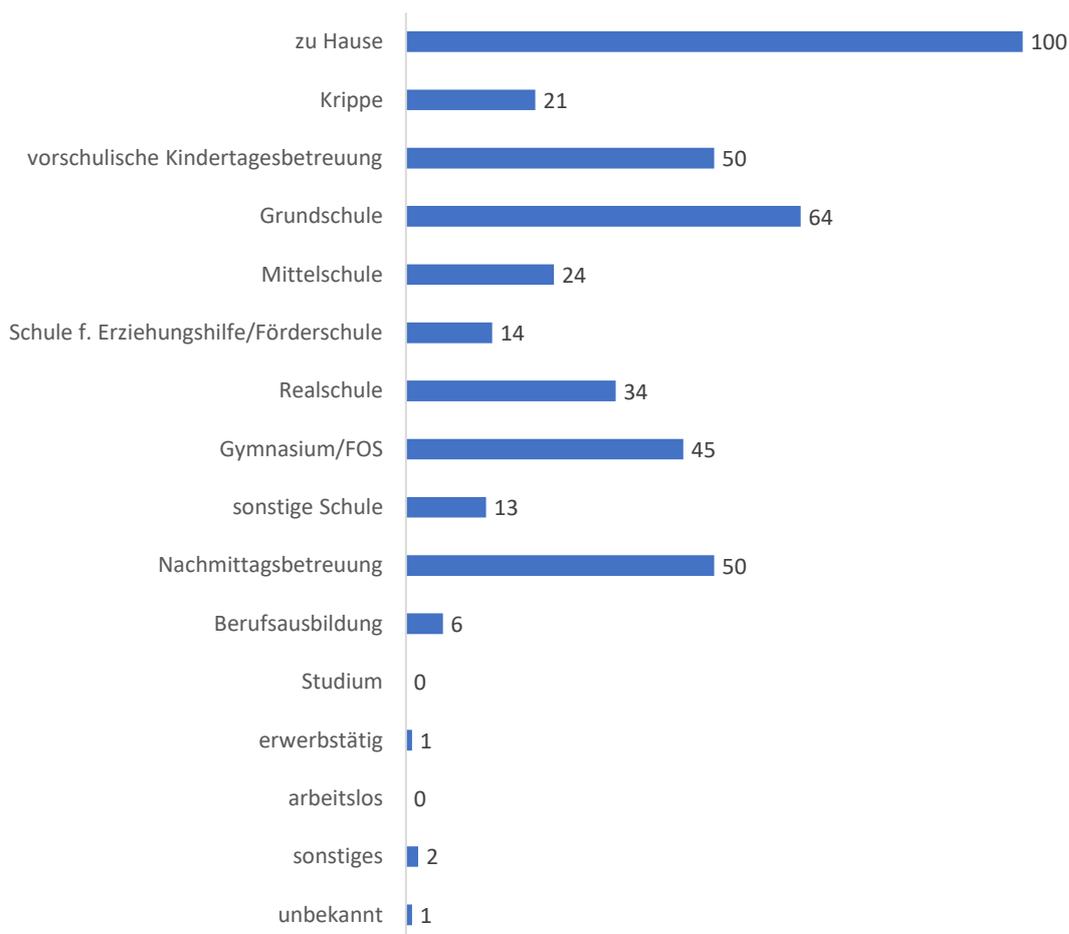
10. Anzahl der Beratungskontakte



11. Wartezeiten bis zum ersten Beratungstermin



12. Schulische / berufliche Situation der Kinder / Jgdl.



13. Kindbezogene Problemlagen



Statistische Daten

Erläuterungen und Einschätzungen

Im zweiten Jahr der Corona-Pandemie waren Statistiken und Zahlen allgegenwärtig. Fachleute stritten sich um die richtige Interpretation von Erhebungen und Modellrechnungen. Und gerade über die Auswirkungen der Pandemie auf die Kinder und Jugendlichen wurde und wird sehr kontrovers diskutiert.

In diesem Zusammenhang war es interessant, ob sich Veränderungen der letzten beiden Jahre auch in unserer kleinen Datenerhebung zeigen.

Um es gleich vorweg zu nehmen: sehr wenig – was vielleicht aber auch gar nicht so überraschend ist. Unsere Beratungsstelle liegt in einer Sozialregion, die im Sozialmonitoring der Landeshauptstadt München immer wieder aufs Neue als Region mit besonderen sozialen Herausforderungen ausgewiesen wird. Das „Level“ ist hier also ohnehin schon sehr hoch hinsichtlich familiärer Problemlagen, häuslicher Gewalt und hoher

emotionaler Belastungen für Kinder und Jugendliche. Die Pandemie kommt sozusagen noch on top und hat sich als zusätzlich sehr hohe Belastung gezeigt, die sich in unserer Statistik nicht als solche abbildet. Zusätzliche Items zu den vorhandenen wären womöglich geeignet gewesen, noch genauer hinzuschauen.

Denn spürbar ist die zusätzliche Belastung in den Beratungen durchaus. So müssen wir etwa bei Kindern vermehrt therapeutischen Bedarf feststellen, der aufgrund der Überlastung der Therapeut*innen, wie auch der Kinder- und Jugendpsychater*innen, nicht zeitnah bearbeitet werden kann.

In unserer Statistik überwiegen bei den „kindbezogenen Problemlagen“ weiterhin emotionale und psychische Probleme. Danach, mit großem Abstand, Probleme der Lern-, Konzentrations- und Leistungsfähigkeit sowie Probleme des Sozialverhaltens.

Die Gewichtung und auch die folgenden Werte haben sich gegenüber den Vorjahren nur unwesentlich verändert.

Die „kindbezogenen Problemlagen“ sind nicht immer der Grund für die Anmeldung an der Beratungsstelle. Bei den Hauptgründen für die Belastung und die Probleme der Kinder- und Jugendlichen werden weiterhin die Problemlagen der Eltern sowie familiäre Konflikte genannt. Dies steht häufig in Zusammenhang mit der innerfamiliären Interaktion, mit Paarkonflikten der Eltern, mit Trennung und Scheidung der Eltern und allen sich daraus ergebenden Fragestellungen.

Eine Zunahme an Suizidalität oder von Missbrauchserfahrungen lässt sich aus unserer Erhebung nicht ablesen. Die Fälle hierzu liegen in der Größenordnung der Vorjahre, d.h. auch vor Corona und den daraus resultierenden Maßnahmen und Lockdowns. Dasselbe gilt für Gewalterfahrungen der Eltern.

Insgesamt hatten wir im vergangenen Jahr etwas weniger Fälle als in den Vorjahren. Da die Zahl der Neuaufnahmen im laufenden Jahr 2021 aber gleich geblieben ist, nehmen wir hier insgesamt keinen Rückgang der Anfragen wahr. Es war vielmehr so, dass wir Ende 2020 mehr Fälle beendet haben. Es ist anzunehmen, dass es aufgrund der Pandemie zu Unterbrechungen von Beratungsprozessen kam, die später nicht mehr weitergeführt und somit am Jahresende abgeschlossen wurden.

Nach wie vor leben rund 60% der Kinder und Jugendlichen der beratenen Familien nicht bei beiden leiblichen Eltern, also entweder bei Alleinerziehenden (45% bei alleinerziehenden Müttern) oder in Patchworkfamilien.

Lediglich 40% leben bei beiden leiblichen Eltern, also der traditionellen „Kernfamilie“. Hier zeigt sich ganz stark der Wandel der Familienformen, aber auch der Bedarf gerade bei alleinerziehenden Müttern.

Es bedeutet natürlich auch, dass diese Familien zu uns finden und hier Unterstützung erhalten. Häufiger Anmeldegrund bei Alleinerziehenden sind unklare und unbefriedigende Umgangsvereinbarungen mit dem anderen Elternteil. Weiterhin nimmt die Umgangsberatung einen breiten Raum in unserer Beratung ein.

Nachdem wir im vorletzten Jahr erstmals mehr Mädchen als Jungen beraten hatten, waren es 2021 wieder mehr Jungen. Da der Unterschied nicht allzu gravierend ist, könnte dies Zufall sein, es könnte jedoch auch daran liegen, dass mehr Jungen über eine Empfehlung seitens der Schulen zu uns kamen.

Das Schulsystem ist durch die Pandemie für die Familien eine deutlich größere Belastung als in den letzten Jahren. Dies ist angesichts der nunmehr zweijährigen Ausnahmesituation an den Schulen nicht verwunderlich.

Jedes fünfte Kind, jeder fünfte Jugendliche in der Beratung ist zwischen zwölf und fünfzehn Jahre alt, nur etwas weniger sind es in der Gruppe der Neun- bis Zwölfjährigen. Ein leichter Rückgang ist bei den Kindern unter drei Jahren zu verzeichnen.

Eine interessante Entwicklung zeichnet sich bei den Bildungsorten der Kinder und Jugendlichen ab: tendenziell mehr Gymnasiast*innen, weniger Mittelschüler*innen. Hintergrund könnte sein, dass wir in einem sehr guten Austausch mit dem noch relativ neuen Gymnasium München-Nord stehen und andererseits in der Mittelschule in unserem „Sprenge“ eine intensive Schulsozialarbeit stattfindet, wodurch weniger Schüler*innen an uns weiter verwiesen werden (müssen).

Die weiteren Werte unserer Statistik sind im bekannten Bereich, d.h. wir haben mit 78% Familien mit Migrationsgeschichte für eine Erziehungsberatungsstelle einen extrem hohen Prozentsatz, das kann man durchaus auf ganz Deutschland beziehen.

Die damit zusammenhängenden Themen und Aufgaben haben wir bereits mehrfach beschrieben. In 57% der Familien ist Deutsch die vorrangige Sprache – das heißt aber auch: In 43% der Familien ist sie das nicht. Wir sind immer wieder glücklich, dass wir trotz vielfacher sprachlicher Barrieren in aller Regel eine gute und vertrauensvolle Beratungsbeziehung gestalten können.

Erfreulicherweise können die meisten Familien ganz oder teilweise von eigenem Einkommen leben, dies hat sich durch die Pandemie nicht verändert.

Somit ist insgesamt hinsichtlich der Zugänge, der Erreichbarkeit unseres Angebots, der Anmeldegründe und vieler weiterer Aspekte, trotz der Pandemie, eine stabile Situation an der Beratungsstelle festzustellen.

Wir hoffen, wie alle Menschen, auf ein baldiges Ende der Pandemie und aller damit verbundener Belastungen. Wie sich die Folgen der Maßnahmen und der Pandemie insbesondere bei Kindern und Jugendlichen weiterentwickeln und ggf. statistisch aufzeigen lassen, bleibt abzuwarten.

Gerd Haselmaier

Das Team

Cornelia Palm

Diplom Psychologin
Psychologische Psychotherapeutin
Systemische Familientherapeutin

Dominique Schmihing

Diplom Sozialpädagogin (FH)
Dyslexietherapeutin

Gabriele Seidl

Diplom Psychologin
Personenzentrierte Beraterin
mit Kindern, Jugendlichen und
deren Bezugspersonen (GwG)

Gerd Haselmaier

Diplom Sozialpädagoge (FH)

Frank Wallmeier

Diplom Sozialpädagoge (FH)
Systemischer Familientherapeut

Mareile Schiebel

Verwaltungsfachkraft
Teamassistenz

EINRICHTUNGSTRÄGER

FamilienWelten gemeinnütziger e.V.
Neuherbergstraße 106 • 80937 München

KONTAKT

Beratung am Harthof
Neuherbergstraße 106 • 80937 München
Tel 089 225436 • Fax 089 221841
verwaltung@beratung-am-harthof.de
www.beratung-am-harthof.de

ÖFFNUNGSZEITEN

Anmeldung und Information:
Montag und Mittwoch: 9:00-13:00 Uhr
Dienstag: 9:00-10:00 Uhr • 15:00-17:00 Uhr
Donnerstag: 9:00-10:00 Uhr • 15:00-18:00 Uhr
Freitag: 13:00-15:00 Uhr

BERATUNG

Termine nach Vereinbarung und
vorheriger Anmeldung